

Nur mit Mühe fand sie die Kraft, vom Sofa aufzustehen, das Notizbuch wieder im Gummistiefel zu verstecken und nach den Autoschlüsseln zu greifen. Ihre Schritte waren unsicher, sie torkelte fast. Es kam ihr vor, als würde sie in einen Abgrund blicken. An der ersten Kreuzung bog sie rechts ab, 200 Meter hinter ihr setzte sich ein auf dem Bürgersteig geparkter Geländewagen in Bewegung und folgte ihr. Am Steuer saß Bruno Manera.

Er hoffte inständig, dass seine Frau nicht zu Clerici fahren würde. Dass die Falle, die er mit unendlicher Geduld aufgebaut hatte, mit dem Tagebuch als Köder, sich als pure Zeitverschwendung herausstellen würde. Aber der Weg, den sie nahm, ließ keinen Zweifel. Sie fuhr zu ihrem Geliebten.

Federica parkte vor einem zweistöckigen Wohnhaus, Manera sah erschüttert zu, wie sie mit raschen Schritten durch den Garten ging. Stefano Clerici wartete schon an der Tür. Er trug einen schlabbrigen Trainingsanzug und Bruno fragte sich, wie sie mit einem so nachlässig gekleideten Mann zusammen sein konnte.

Der Schmerz zwang ihn, die Stirn auf das Lenkrad zu legen. Er war überall spürbar, strahlte vom Arm und vom Bein in den restlichen Körper aus, aber in der Brust war er am größten. Er wusste jetzt, dass er sie für immer verloren hatte. Sie liebte einen anderen, vielleicht wollte sie sogar seinen Tod.

Das Notizbuch als Köder zu nutzen, hatte ursprünglich ein anderes Ziel gehabt: Federica sollte lesen, was er ihr eigentlich sagen, was sie aber nicht hören wollte. Aber dann hatten die Verdachtsmomente und ihr zunehmend abweisendes, fast feindseliges Verhalten dazu geführt, dass er seinen Plan ändern musste. Mit List und Tücke war es ihm gelungen, Federica von der Wichtigkeit des Tagebuchs zu überzeugen und den Ablauf so zu steuern, dass sie es genau an diesem Samstagmorgen fand. Es war wichtig, dass Clerici nicht im Büro war, sondern sehr wahrscheinlich zu Hause. Bruno musste mit eigenen Augen sehen, dass seine Frau das Haus betrat, erst dann wäre er von ihrer Untreue überzeugt.

Dass Federicas Geliebter oder sogar die beiden als Paar mit dem Angriff auf ihn zu tun hatten, war ein ganz anderes Problem. Noch hatte er keine Beweise, aber früher oder später würde er es herausfinden. Insgeheim hoffte er allerdings, dass es nicht allzu lange dauern würde, denn er hatte es satt, sich von unbekanntem Kriminellen terrorisieren zu lassen.

Einige Minuten später öffnete sich die Beifahrertür und ein Mann stieg ein.

„Alles in Ordnung?“, fragte er Bruno und legte ihm vorsichtig eine Hand auf die Schulter.

„Du hattest recht“, sagte Manera leise.

„Und es tut mir leid. Ich hätte mich lieber geirrt.“

Bruno brach in Tränen aus, was er gerne vermieden oder heimlich getan hätte.

Der Mann wartete schweigend, bis er sich wieder beruhigt hatte.

Er hieß Manlio Giavazzi, ein Wachmann der Valle Securitas, dessen Familie aus dem Tal stammte. Er war es auch gewesen, der Bruno im Krankenhaus besucht und von Federicas Affäre erzählt hatte.

„Und was mache ich jetzt?“, fragte Bruno mit erstickter Stimme. „Ich kann nicht den Ahnungslosen spielen und weiter mit ihr unter einem Dach leben.“

Giavazzi holte ein Päckchen Zigaretten aus der Jacke und ließ das Fenster hinunter.

„Im Moment wissen wir nur, dass deine Frau eine Affäre mit Clerici hat, aber wir haben keinerlei Beweise, dass er oder sogar beide für die Anschläge verantwortlich sind. Federicas Verhalten wird Licht ins Dunkel bringen. Wenn sie nichts damit zu tun hat, wird sie versuchen, die Sache auf ihre Weise zu regeln, aber wenn sie Dreck am Stecken hat, wie wir Einheimischen sagen, dann wird sie so tun, als hätte sie das Notizbuch nie gefunden. Und wenn das so ist, dann musst du dich beeilen, womöglich ist dann sogar dein Leben in Gefahr. Das sind Amateure, gut möglich, dass sie die Nerven verlieren, weil sie denken, dass du ihnen als Toter weniger Ärger machst.“

Manera schüttelte den Kopf. „Federica hat nichts damit zu tun, da bin ich mir sicher. Sie hätte andere Möglichkeiten, mich loszuwerden, zumal sie gerade dabei ist, sie hat einen Anwalt beauftragt, die Scheidung einzuleiten.“

„Das hoffe ich. Zumindest für den guten Namen der Familie Pesenti. Mein Vater hat bis zur Rente in ihrer Fabrik gearbeitet und mir immer wieder versichert, dass sie ehrliche Leute sind. Aber es nützt alles nichts, die Fakten müssen auf den Tisch.“

In diesem Augenblick schwang die Haustür auf und Federica stürmte heraus, Clerici folgte ihr und versuchte sie zu beruhigen. Aber sie war offenbar stinksauer und stieß ihn zur Seite.

„Der Trick mit dem Notizbuch hat Bewegung in die Sache gebracht“, meinte Manlio.

„Ich fahre nach Hause“, entschied Manera.

„Nein, du bist viel zu aufgebracht, um deine Rolle gut zu spielen. Und auch Federica braucht Zeit, um sich zu beruhigen und nachzudenken.“

„Ich weiß aber nicht, wohin“, sagte Manera.

„Fahr irgendwohin und lass es dir gut gehen. Kohle hast du ja genug.“

Der Wachmann stieg aus und ging zu seinem Auto. Ein in die Jahre gekommener Kleinwagen mit zu vielen Kilometern auf dem Tacho, mit dem er tagein, tagaus auf den Straßen im Tal unterwegs war.

Manlio hätte gerne noch einen Abstecher in die Bar gemacht, aber er musste nach Hause. Er bewohnte ein kleines Häuschen, das er zusammen mit seinen Schwestern von seinen Eltern geerbt hatte, ihm jetzt aber allein gehörte, nachdem er sie nach zwanzig Jahren Streitigkeiten vor Gericht ausgezahlt hatte. Als er die Tür öffnete, schlug ihm der Geruch von Einsamkeit entgegen. Als Lucia und Adamo noch bei ihm gewohnt hatten, hatte das Haus nach Leben geduftet. Er zog die Schuhe aus und die Pantoffeln an und ging ins Schlafzimmer, wo er seine Uniform auszog. Er schnupperte am Hemd mit dem Wappen der Valle Securitas, unsicher, ob er es waschen sollte oder am Montag noch mal anziehen konnte. Schließlich hängte er es in den Schrank.

In der Küche trank er ein Glas Rotwein und dann machte er sich, wie jeden Herbst, an die Zubereitung der Marrons glacés, es war der vierte und letzte Tag der Prozedur.

Die Kastanien hatte er Anfang Oktober gesammelt, in einem Wäldchen unweit des Dorfes, das den Cattaneos gehörte, einer wohlhabenden Familie, denen die Bäume

völlig egal waren. Vielleicht hatten sie vergessen, dass sie ihnen gehörten. Manlio kümmerte sich um das Wäldchen, schnitt die Bäume, pflanzte und jätete Unkraut. Die Edelkastanie „Doree de Lyon“, die dort wuchs, eignete sich bestens für das Glasieren.

Er hatte die Früchte gesammelt, die Haut auf beiden Seiten kreuzförmig eingeschnitten und dabei darauf geachtet, dass das Fruchtfleisch nicht beschädigt wurde. In der Zwischenzeit hatte er einen großen Topf mit Wasser zum Kochen gebracht und die Kastanien hineingetaucht. Immer nur wenige und nicht länger als zehn Minuten, denn das Geheimnis lag darin, sie zu schälen, solange sie noch heiß waren.

Dann hatte er die geschälten Kastanien in einen großen Topf mit kaltem Wasser gegeben, die Temperatur langsam erhöht und die Kastanien erneut exakt zwölf Minuten gekocht. Danach hatte er sie in einem Schöpflöffel aus getriebenem Kupfer abtropfen lassen. Ein Familienerbstück, das erst seiner Großmutter und dann seiner Mutter gehört hatte. Aus Zucker, Wasser und Vanille hatte er Sirup gekocht, fünf Minuten ohne Rühren. Anschließend hatte er die Kastanien hinzugegeben, eine nach der anderen, eine Minute gewartet, die Flamme abgedreht und 24 Stunden beiseite gestellt. Und sie wieder eine Minute gekocht.

Und am folgenden Tag noch mal.

Giavazzi entzündete die Gasflamme für den letzten Kochvorgang. Am nächsten Tag würde er sie auf einem Rost mindestens drei Stunden trocknen lassen. Danach würde er sie sorgfältig untersuchen, ob sie keine Risse hatten, und jeweils sechs Stück in luftdicht verschließbare Gläser legen. Vor dem Verschließen würde er sie mit Cognac übergießen, bis sie ganz bedeckt waren. Dann würden sie darauf warten, im Winter genossen zu werden.

Er goss sich ein zweites Glas Wein ein und zwang sich, langsam zu trinken. Es hatte ihm wirklich leidgetan, Bruno vor vollendete Tatsachen zu stellen, aber es war wichtig gewesen, dass er es mit eigenen Augen sah. So war das mit den Affären: Man musste mit der Nase auf die Realität gestoßen werden, sonst glaubte man es nicht. Er hatte es sofort gespürt. Als Wachmann auf der Piazza Aspetti war man unsichtbar, gehörte zur Umgebung wie eine Bank. Niemand nahm ihn noch wahr. Aber ihm entging nichts. Alle kamen an den Lauben vorbei, dem Zentrum des Dorflebens. Dort waren das Rathaus, die Modeboutiquen, die Pasticceria Cavour, das erste Haus am Platz, und die Bank, die ihn bezahlte, damit er auf das von ihr verwaltete Geld aufpasste. Ein ruhiger Arbeitsplatz. Seit Ende der 1990er-Jahre hatte es keinen Banküberfall mehr gegeben, in einem Tal mit einer einzigen Zufahrtsstraße, die noch dazu ständig mit Autos und Lastwagen verstopft war, ergab das wenig Sinn. Er hielt trotzdem seine Augen offen. Zwar beobachtete er keine verdächtigen Personen oder Autos, aber dafür seine geschätzten Mitmenschen. Er hatte gelernt, ihre Körpersprache und die Blicke zu lesen. Und Letztere hatten Federica Pesenti und Stefano Clerici verraten. Er hatte wiederholt gesehen, wie sie sich leidenschaftliche Blicke zugeworfen hatten, die so gar nicht zu einer üblichen Begrüßung und einem angedeuteten Lächeln passten. Als er eines Abends nach einer verlorenen Partie Karten aus der Bar gekommen war, hatte er an einer roten Ampel anhalten müssen, zufällig direkt hinter ihrem Auto. Und da man im Dorf von

nichts anderem als dem Anschlag auf den Ehemann sprach, sie aber in die entgegengesetzte Richtung der gemeinsamen Villa unterwegs gewesen war, war er ihr gefolgt. Er hatte geahnt, dass sie sich mit Clerici treffen würde. Und er hatte recht behalten.

Er hatte eine Weile über die Sache nachgedacht und sich schlussendlich verpflichtet gefühlt, Manera von seiner Entdeckung zu erzählen. Er hatte von Anfang an nicht an Piscopos Theorie geglaubt. Diesen arroganten Südtaliener hatte er noch nie ausstehen können. Warum akzeptierte er nicht, dass auch er eine Uniform trug und der Gemeinschaft diene? Er behandelte ihn stets gönnerhaft, aber bei den wenigen Gelegenheiten, wo sie beruflich miteinander zu tun gehabt hatten, war der Maresciallo respektlos gewesen. Bei der Manera-Geschichte war es noch schlimmer, schamlos hatte er im Dorf bössartige Gerüchte verbreitet. Dem armen Teufel zu helfen, war seine Chance, dem Carabinieri eine Lektion zu erteilen. Auch wenn er selbst allzu gerne die goldene Flamme an der Mütze getragen hätte. In die Armee einzutreten, hätte es ihm ermöglicht, aus dem Tal herauszukommen und überall in Italien stationiert zu werden. Vielleicht hätte er Lucia nicht getroffen und sie hätten sich nicht bei den Klängen von Adamos *La notte* das erste Mal geküsst und sich versprochen, ihren ersten und einzigen Sohn nach dem Sänger zu benennen. Aber die Armee hatte seine Bewerbung abgelehnt und er war schließlich in einer privaten Firma als Wachmann untergekommen. In beruflicher Hinsicht nichts Besonderes oder Außergewöhnliches. Privat war es nach seiner Heirat mit Lucia und Adamos Geburt erheblich schlimmer gekommen. Aber jetzt, das erste Mal nach all diesen Jahren, hatte er die Hoffnung, dass sein Leben mit der Aufklärung des Mordversuchs an Manera eine neue Richtung bekommen könnte. Anerkennung durch ein Mitglied der besseren Gesellschaft würde seinen Stellenwert im Dorf beträchtlich erhöhen.

Er öffnete die Anrichte im Wohnzimmer und nahm ein Glas Marrons glacés aus dem letzten Jahr heraus. Er hielt es ins Licht, um zu sehen, ob alle in Ordnung waren, dann rollte er es in Weihnachtspapier ein und versah es mit einer silbernen Schleife.

Bruno konnte sich nicht beherrschen und fuhr gegen elf Uhr abends in die Villa zurück. Es war ihm nicht gelungen, Manlio Giavazzis Rat zu befolgen und Trost darin zu finden, sein Geld aus dem Fenster zu werfen. Auf halbem Weg zwischen dem Dorf und der Stadt war er in ein Restaurant eingekehrt, über das er in einer Gourmetzeitschrift gelesen hatte. Er hoffte, dass ihn niemand erkannte, aber das Humpeln verrät ihn, zumal sein Bild oft genug in den Zeitungen und lokalen Fernsehsendern zu sehen gewesen war. Aber er war viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um sich an den Blicken der anderen zu stören. Er war felsenfest davon überzeugt, dass Federica mit Stefano Clerici Schluss gemacht hatte, er hatte die Szene mit eigenen Augen gesehen, und sah eine reale Chance, dass sie zu ihm zurückkam. Er war bereit, ihr zu verzeihen, wie er in seinem fingierten Notizbuch geschrieben hatte. Er war bereit, die Realität zu ignorieren, was er suchte, war ein Ausweg, eine Möglichkeit, nach all dem Leiden ein neues Leben zu beginnen. Mehr verlangte er nicht. Die Gedanken rasten ihm durch den

Kopf, das übertrieben freundliche und unangemessene Verhalten der Kellnerin lenkte ihn ab. Als er das Restaurant verließ, hatte er schon fast vergessen, wie das Essen geschmeckt hatte, nur die Aromen des *Semifreddo alle castagne* an Kakischaum und Pistazien-Crumble hatte er noch im Mund. Es war nicht schlecht gewesen, zumindest passte es zur Jahreszeit, aber wieder einmal kam er zu der Erkenntnis, dass Desserts die Achillesferse italienischer Restaurants waren. Nie wirklich auf der Höhe der Gänge davor, eine süße Pflicht als Abschluss. Außerdem konnte man bei der Zuckerbäckerei nicht improvisieren, besser man blieb beim Bewährten, einem guten Kastanienkuchen zum Beispiel, wie der auf toskanische Art seiner Mutter, mit Rosinen, Pinienkernen, Nüssen und Rosmarin. Voller Erinnerungen bog er in die Straße ein, die zu seinem Haus führte. Im Haus war alles dunkel und Federicas Auto stand nicht in der Einfahrt, was die Rückkehr in die Realität noch grausamer machte. Er hatte erwartet, dass sie zu Hause ungeduldig auf ihn warten würde, um alles zu klären und sich zu entschuldigen. Und sich in seine Arme zu werfen.

„Ich benehme mich wie ein kleiner Junge“, sagte er laut in die Stille des Hauses hinein.

Dann suchte er das Notizbuch, fand es an seinem Platz und steckte es in die Jackentasche. Es wurde Zeit, es verschwinden zu lassen. Ohne das Licht anzumachen, setzte er sich auf das Sofa, suchte eine Position, in der er weniger Schmerzen hatte, und wartete bis halb vier, als endlich das Auto seiner Frau zu hören war.

Er empfing sie im Flur und versuchte die Wahrheit in ihren Augen zu finden, aber sie hielt den Blick gesenkt, ging wortlos an ihm vorbei, stieg die Treppe hoch und schloss sich im Schlafzimmer ein. Nur ihr Duft blieb in der Luft, Alkohol und etwas undefinierbares, ein Geruch, der wohl Clerici gehörte, wie Manera annahm.

Er griff nach dem Handy, das er für die Kommunikation mit Giavazzi benutzte. Der Wachmann hatte ihm geraten, nicht sein eigenes zu verwenden, da es wahrscheinlich von den Carabinieri abgehört wurde. Er hatte nur eine einzige Nummer gespeichert. Manlio meldete sich mit verschlafener Stimme: „Was ist los, Bruno?“

„Federica ist gerade nach Hause gekommen und hat mir nicht mal ins Gesicht sehen können. Ich verlasse sofort das Haus.“

„Es tut mir leid, ich habe gehofft, sie würde die Situation klären wollen. Aber wenn die Lage so ist, dann verschwinde aus dem Dorf an einen Ort, an dem dich keiner findet. Warten wir ab, was passiert. Und ich werde in der Zwischenzeit meine Ermittlungen weiterführen, wenn du erlaubst.“

„Selbstverständlich, aber pass auf, die Typen sind bewaffnet.“

„Das bin ich auch“, gab der Wachmann mit einer gewissen Arroganz zurück, „aber so weit wird es nicht kommen, du kannst beruhigt sein.“

Bruno Manera packte ein paar Sachen in einen Koffer, nicht gerade rücksichtsvoll, der Schlaf seiner Frau war ihm egal.

Obwohl er müde war und seine Schulter und sein Bein schmerzten, setzte er sich ins Auto und bog auf die Autobahn Richtung Cortina ein, wo er ein luxuriöses Chalet unweit der Stadtmitte gekauft und renoviert hatte. Eine Chance, die er sich nicht hatte entgehen